



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Handelspolitik unsers Jahrhunderts : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

tag mühsam überbrückte Gegensatz der gemäßigten Richtung Vollmars gegen die offizielle Parteileitung öffnet sich von neuem, die Parteileitung darf es nicht wagen, die ihr unbequemen staatssozialistischen Tendenzen aus der Partei förmlich auszuschließen, ein Beweis, daß sie ihre Stärke nicht gering anschlägt. Auf der linken Seite wird sie selbst von dem anarchistischen Flügel der Unabhängigen bedrängt. Störe man diesen Lauterungsprozeß, von dem man nur nicht schon morgen Früchte erwarten darf, nicht durch veraltete Rezepte aus der Polizeioffizin. Bleiben wir stark, weise und — gerecht!



## Die Handelspolitik unsers Jahrhunderts

(Schluß)



In dem zweiten Abschnitte seiner Arbeit behandelt der Verfasser „Italiens Handelspolitik in ihren Beziehungen zur Volkswirtschaft.“ Hier interessiert uns vorzugsweise die Beantwortung der Frage: „War es volkswirtschaftlich zweckmäßig und weise, daß Italien es nach 1875 unternahm, mittels einer schutzzollnerischen Handelspolitik sich eine selbständige nationale Industrie schaffen zu wollen?“ Die Frage wird in fünf Unterfragen aufgelöst. Die erste lautet: „Ist es für ein vorwiegend agrikoles (!) Land im allgemeinen ein erstrebenswertes Ziel, eine selbständige nationale Industrie zu besitzen?“ Sombart antwortet, er für seine Person sei geneigt, diese Frage prinzipiell zu bejahen; an dieser Stelle könne die nationalökonomische Frage, „ob für ein Land der Industrialismus ein erstrebenswertes Ziel sei,“ nicht erörtert werden. Hier fällt uns die Ungenauigkeit des Ausdrucks auf, die freilich zum Teil dem noch unabgeklarten Sprachgebrauch zur Last fällt. Wenn man unter dem Worte Industrie so viel versteht wie Gewerbfleiß, so ist die Frage unbedingt zu bejahen, denn ein Volk, bei dem die Gewerbe nicht bis zur Kunstblute entwickelt sind, ist noch kein Kulturvolk. Aber Sombart meint ohne Zweifel, wie das an der zweiten Stelle gebrauchte Wort Industrialismus andeutet, die Exportindustrie; ihm schwebt der Zustand Englands als Ideal vor, wo die Industrie den Ackerbau zurückgedrängt hat, und die Existenz des Volks auf die Anfertigung billiger Massenwaren mit der Maschine und auf deren Ausfuhr gegründet ist. Wir verabscheuen dieses „Ideal“ aus oft dargelegten Gründen und betrachten es als eine traurige Notwendigkeit, wenn sich ein ganzes Volk, um nicht zu verhungern, in Fabriken und Gruben einsperren lassen, die halbe Welt mit Hemden- und Kleiderstoffen versorgen und die für den großartigen Fabrikbetrieb er-

forderlichen Steinkohlen aus ungeheuerlichen Tiefen heraufwühlen muß. Daher vermögen wir auch in der früh erreichten nationalen Einheit Englands, sofern sie als Vorbedingung des großartig entwickelten Industrialismus dieses Landes betrachtet wird, keine besondere Begnadigung zu sehn.

Die folgenden Fragen haben nur dann einen Sinn, wenn die erste Frage bejaht wird, so bemerkt Sombart selbst. Wir könnten also hier abbrechen, wollen aber doch auch zu dem folgenden noch ein Wörtchen sagen. Die zweite Frage lautet, ob das Ziel auch für Italien erstrebenswert sei. Sombart glaubt den Einwand derer, die das leugnen und sagen, Italien sei von Natur zum Ackerbaustaate geschaffen, und die Begünstigung der Industrie werde die Pflege seiner natürlichen Hilfsquellen beeinträchtigen, als unbegründet zurückweisen zu dürfen. Weder sei zu befürchten, daß eine Verteuerung der Lebensbedürfnisse (z. B. der Maschinen und Kleider) durch Schutzzoll der Landwirtschaft die Arbeitskräfte verteuern werde, da bei der Kultur von Wein, Öl, Südfrüchten u. s. w. keine Maschinen angewendet werden und die italienischen Landleute sich ihre Kleiderstoffe meist selbst anfertigten, noch könne die italienische Landwirtschaft durch Verlust von Kapital und Arbeitskräften geschädigt werden; das Kapital spiele beim Anbau von Südfrüchten u. dgl. keine Rolle, und Arbeiter seien, wie die Auswanderung von jährlich zweihunderttausend Menschen beweise, im Überfluß vorhanden. „Sollte aus diesen Emigrantenheeren sich nicht das für eine aufblühende Industrie notwendige Arbeitsmaterial [sic!] gut und gern bilden lassen?“ Gut? O ja! dafür würden der Hunger und die Peitsche des Aufsehers schon sorgen. Aber gern? Nein! wofern sich das Wort nicht auf die Absicht der Unternehmer bezieht, sondern auf die Stimmung der Arbeiter, die ja freilich bloß als „Material“ gelten, und deren Wünsche daher wohl kaum in Betracht kommen. Aber bei Beantwortung der dritten Frage dürfen sie trotzdem nicht übersehen werden. Diese lautet: „Besitzt das heutige Italien hinreichende produktive Kräfte und Fähigkeiten, also die Elemente, um (!) eine nationale Industrie großen Stiles heranzubilden?“ Ob fähige Unternehmer in ausreichender Anzahl vorhanden seien, das, meint Sombart, lasse sich nicht gut ermitteln. An Geldkapital fehle es leider ganz entschieden [und wird es so lange fehlen, als Italien eine Kriegsrüstung unterhält, die außer allem Verhältnis zu seinem natürlichen Vermögen steht; auf künstlichem und gewaltfame Wege, durch Kolonien und Ausbeutung anderer Völker erworbenes Vermögen besitzt es nicht, muß also die Kosten seiner Rüstungen durch Anleihen aufbringen, deren Verzinsung das Geld aus dem Lande zieht]. Was endlich das wichtigste Element, die Arbeiter, anlangt, so werde allerdings darüber geklagt, daß sie sich zur Maschinenarbeit nicht eigneten, doch, meint Sombart, zur Routine könne der italienische Arbeiter ja erzogen werden, und was ihm an Ausdauer abgehe, das werde er einigermaßen durch Gewandtheit ersetzen. Einen Vorzug aber habe er, der für die Unternehmer ganz besonders

günstig sei, seine Anspruchslosigkeit; der italienische Arbeiter sei äußerst billig, und kein nennenswerter Arbeiterschutz setze dem Unternehmer in der Ausbeutung dieser billigen Arbeitskraft eine Grenze.

Sombart übersieht die Hauptsache. Der Italiener ist zu sehr Mensch, um sich so leicht zur Maschine oder zum Maschinenteil herabwürdigen oder, wie sich unsre humane Zeit lieber ausdrückt, „erziehen“ zu lassen. Er will im Freien arbeiten, seines Lebens bei der Arbeit froh werden, immer etwas schönes sehn und womöglich selbst etwas schönes hervorbringen. Sich in eine Fabrik sperren lassen, den ganzen Tag nichts zu sehn bekommen als Mädchen, Bergputzen und kahle, schmutzige Wände, nichts thun als vierzehn oder achtzehn Stunden lang auf zwanzig wirbelnde Spindeln starren und abreißende Fäden wieder anknüpfen, das widerstrebt seiner innersten Natur. Das blühende italienische Gewerbe des vierzehnten, fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert war nicht Maschinenindustrie, sondern Kunsthandwerk. Allerdings hat die schon damals fabrikmäßig, wenn auch noch nicht mit Maschinen betriebne Seiden- und Tuchweberei im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zum Wohlstande des Landes nicht wenig beigetragen. Aber erstens bildete die Ausfuhr von Geweben doch bei weitem nicht in dem Maße eine Hauptquelle des italienischen Nationaleinkommens, wie dies bis in die Mitte unsers Jahrhunderts in England der Fall war; der Levantehandel und der Geldwucher — waren doch die Italiener lange Zeit hindurch die Bankiers aller europäischen Staaten — brachten viel mehr ein. Und zweitens sicherte den italienischen Seiden- und Tuchwaren die damalige Seltenheit guter, feiner Stoffe Monopolpreise, die es auch den übrigens beständig rebellirenden Webern und Spinnern noch möglich machten, menschlich zu leben. Was die andre der beiden großen Hauptexportindustrien anlangt, die Eisenindustrie, die ein menschenwürdigeres Dasein ermöglicht als die Textilindustrie, so dürfte darin Italien vorläufig schon deswegen nicht mit den Nordländern konkurriren können, weil seinen schlecht genährten Männern die dazu nötige Körperkraft fehlt. Und endlich, was wäre in volkswirtschaftlicher Beziehung gewonnen, wenn es gelänge, die Italiener zu einem Volke von Fabrikspinnern und Kohlenhäuern zu „erziehen“? Ihre ästhetische Anlage, die doch auch ihren nationalökonomischen Wert hat, würde dadurch vernichtet werden. Die Italiener würden ihre Geschicklichkeit für das Kunsthandwerk, für Mosaiikarbeiten, Schmucksachen u. dgl., mit denen sich auch heute noch ein bescheidenes Stück Geld verdienen läßt, einbüßen, um die unverkäuflichen Massen von Baumwollen- und Wollengeweben zu vermehren, die der englischen und der deutschen Industrie so schwer auf dem Herzen liegen. Auch die moralischen Zustände pflegen durch den Übergang eines Volks von der Landwirtschaft und dem Kleinhandwerk zur Fabrikindustrie nicht besser zu werden. Vorläufig geben die amtlichen Berichte, wie Scheberg solche in seiner Schrift über die agrarischen Zustände Italiens anführt, dem armen Landvolke

noch das Zeugnis, daß es gut begabt, einfach, nüchtern, fleißig, religiös und in bewunderungswürdigem Grade sparsam sei und ein geregelttes Familienleben führe. Und die Sicherheit des Staates! Sind doch italienische Staatsmänner, wie unter andern auch die Berichterstatter der oben erwähnten agrarischen Enquete, seelensfroh darüber, daß das Gesetz über den obligatorischen Volksschulunterricht bis jetzt noch auf dem Papiere stehen geblieben ist. „Gerade die Beschränktheit des geistigen Horizonts in jenen Kreisen der italienischen Bevölkerung, die sich in der schlechtesten Lage befinden, bemerkt Eheberg, hat, so dauerlich sie sein mag, für den ruhigen Bestand des Staats auch ihr heilsames gehabt. Es ist zu verwundern, wie bei der vielfach gedrückten Lage der Landleute doch die Ruhe nie im größern Maßstabe auf längere Zeit gestört wird. Werden die Kenntnisse allgemeiner um sich greifen, [das »um sich greifen« klingt nicht sehr schmeichelhaft für die Kenntnisse], so wird, wenn nicht bis dahin eine Besserung eingetreten ist, der italienische Bauer kaum noch für lange Zeit in der alten Gefügigkeit verharren. Erzählt man doch jetzt schon, daß die in der Ableistung der Militärpflicht gewonnene Bildung vielfach Unzufriedenheit hervorgerufen und geschürt habe. Ein Glück, daß die italienischen Landleute [zum Ersatz für die fehlende Schulbildung] in einem patriarchalisch geregelten Familienleben eine Quelle guter Gesinnung und moralischer Anschauungen haben.“ Also schon das Militär wirkt aufwiegend! Wie würde es erst werden, wenn sich die Landleute haufenweise in zeitungslesende Fabrikarbeiter verwandelten!

Die letzten beiden der Fragen, in die sich die Hauptfrage des Verfassers gliedert, lauten: Ist die schutzzöllnerische Politik das rechte Mittel, zum Ziele, d. h. zur Entwicklung der Industrie zu gelangen, und wenn ja, war das Maß des Schutzes richtig bemessen? Die erste Frage vermag er als verständiger Volkswirt weder unbedingt zu bejahen noch unbedingt zu verneinen. Auf die zweite antwortet er, die italienische Tarifreform sei im großen Ganzen als ein notwendiger und gesunder Fortschritt zu begrüßen. Das gelte aber eben nur von den Industriezöllen. Den Agrarzöllen könne keinerlei Berechtigung zugestanden werden. Erstens sei bei der ohnehin kärglichen Ernährung des italienischen Volks jede Steigerung der Brot- und Fleischpreise gefährlich, sodann würde jede Verschiebung der Anbauverhältnisse, zu der sich die wenigen, denen die Preissteigerung Vorteil brächte, die Großgrundbesitzer, möglicherweise würden verleiten lassen, höchst verderblich sein. Schränkten diese zu Gunsten des Getreidebaus die Kultur des Weins, des Ölbaums, der Sauerfrüchte, des Maulbeerbaums ein, also gerade der Bodenerzeugnisse, in denen sich die Vorzüge des Klimas in wirtschaftliche Werte umsetzten, so würde dadurch der Gesamtwert der Jahresproduktion Italiens vermindert werden. Noch schlimmer würde es sein, wenn gesteigerte Viehpreise zur Ausdehnung der Viehzucht verleiteten; dadurch würde die ohnehin auf den Latifundien Mittel- und Süditaliens bemerkbare Tendenz, Ackerland in Viehweide zu verwandeln, noch gesteigert werden.

## 3

In der ausgezeichneten Arbeit von Walthor Vog über die Ideen der deutschen Handelspolitik von 1860 bis 1891 wird das Interesse besonders durch zwei Gegenstände gefesselt: durch den Zusammenhang der Zollpolitik Preußens vor 1866 mit seiner auf Ausschluß Oesterreichs gerichteten deutschen Einigungspolitik, und durch den Umschwung vom Freihandel zum Schutzzoll im Jahre 1879. Wir beschränken uns auf eine kurze Übersicht des zweiten Gegenstandes.

Die freihändlerische Bewegung, sagt Vog, „die in den sechziger und siebenziger Jahren die öffentliche Meinung beherrscht, ist (?) nicht in erster Linie von den Universitäten geführt. Die ältere Freihandelsbewegung, welche zur Zeit der Stein-Hardenbergischen Reformen die Universitäten und Ministerialbüreaus beherrschte, war von der nächsten Generation der Gelehrten nicht mit gleicher Energie fortgesetzt worden. Zur [zu der!] Zeit, in welcher die politischen Freihändler in Deutschland ihre größten Triumphe feierten, lehrten bereits Roscher, Knies, Rau und Hermann auf den Kathedern eine Nationalökonomie, die sich nicht absolut ablehnend gegen alle Schutzzölle verhielt. Obwohl nicht von den Universitäten ausgegangen, hat die [wie später ausgeführt wird, von Prince Smith eingeleitete] deutsche Freihandelsbewegung der fünfziger und sechziger Jahre einen gewissen schulmäßigen, lehrhaften Zug. Dies ist in einem Umstande begründet, durch welchen sie sich ganz wesentlich von der englischen unterscheidet. Die Deutschen kämpfen zwar mit denselben Argumenten, wie die englische Antikornliga. Doch die Argumentation, welche uns in beiden Fällen begegnet, ist in England urwüchsig aus dem Leben hervorgegangen und mit den Forderungen der einflußreichsten Interessen identisch, in Deutschland und überhaupt auf dem Kontinent dagegen eine Schulmeinung. Der Standpunkt, von welchem Cobden und seine Freunde in England durchdrungen sind [wie kann man von einem Punkte, auf dem man steht, durchdrungen sein!], ist der des exportirenden Fabrikanten. Der englische Fabrikant fürchtet nicht die industrielle Konkurrenz des Auslandes; woran ihm liegt, ist, Käufer zu gewinnen. Sein Hauptargument ist: wir müssen dem Auslande abkaufen, damit wir wiederum als Verkäufer der Waren, in denen wir hervorragen, der Industrieprodukte, Erfolg haben können. Dies war ganz und gar nicht der Standpunkt der deutschen Großindustriellen jener Zeit. Deutschland ist erst neuerdings in diejenige handelspolitische Phase eingetreten, für welche die Anschauungen Cobdens über die Interessen eines exportirenden Industrielandes wieder Geltung gewinnen können. Wollte man in den vierziger und fünfziger Jahren die freihändlerischen Interessen Deutschlands organisiren, so mußte man eine Koalition ganz andern Charakters als die der englischen Freihändler anstreben. Der Konsument, in dessen Interesse Cobden den Freihandel forderte, ist der gewerbliche Arbeiter, dem die Kornzölle das Brot verteuern. Der Kon-

strument, für den man in Deutschland den Freihandel anstrebte, ist der Beamte und Kleinbürger, der billige Kleider, der Großgrundbesitzer, der wohlfeile landwirtschaftliche Maschinen und womöglich auch billigen Rotwein wünscht, der schwächliche Hausweber und Strumpfwirker, der durch wohlfeilern Garneinkauf seine kümmerliche Existenz einige Jahre länger zu fristen hofft. Die Koalition der deutschen Freihändler von 1862 bis 1875 ist aus heterogenen Elementen zusammengesetzt. Sie hat nicht in erster Linie die Großindustriellen und die Arbeiterklasse zu Vorkämpfern. Die Wortführer sind persönlich von der absoluten Richtigkeit des Freihandelsdogmas überzeugte Schriftsteller und Parlamentarier. Ihre Hilfstruppen sind erstens der deutsche Handel, zweitens der Liberalismus, drittens die norddeutsche Landwirtschaft. Die Organisation, in welcher um die Wende der fünfziger und sechziger Jahre die Wortführer des Freihandels sich zusammenschließen, ist der Kongreß deutscher Volkswirte.“

Wir unsererseits sind schon lange so weit, daß wir uns durch einen Nummel oder boom weder verblüffen noch fortreißen lassen, daß uns in solchen stürmischen Bewegungen weder eine große Autorität imponirt, noch der Ruf schreckt: Das Vaterland ist in Gefahr, daß wir vielmehr kaltblütig den Gegenstand der Aufregung prüfen. Wer noch nicht so weit sein sollte, der wird, wenn er die Schrift von Vogt liest, vollends dahin kommen. Während der freihändlerische Doktrinarismus der Liberalen als ein vom wirklichen Leben abgelöstes fleisch- und blutloses Gespenst nur öde und langweilig aussieht, wirkt die feurige Begeisterung der Agrarier zuerst für den Freihandel und dann für den Schutzzoll geradezu hochkomisch. Schon im Jahre 1848 hatten sämtliche landwirtschaftlichen Vereine Sachsens eine Denkschrift gegen alle Schutzzölle bei der Frankfurter Nationalversammlung eingereicht, weil ihnen die durch Schutzzölle begünstigte Industrie die Arbeiter abspenstig mache. Und als 1870 der Tarif im freihändlerischen Sinne reformirt wurde, geberdeten sich die Agrarier am radikalsten und forderten ein viel schnelleres Tempo im Aufräumen mit Zöllen. Im Zollparlament erklärte ein norddeutscher Gutbesitzer: weil er konservativ sei, so sei er natürlicherweise auch Freihändler. Niendorf, der spätere Vorkämpfer des Schutzzolls, bekämpfte am leidenschaftlichsten im agrarischen Interesse den Eisenzoll; „unverschämte“ Freihändler nannten sich seine Mannen im Unterschiede von den gemäßigten Freihändlern aus dem Handels- und Gewerbebestande. Im schönen Monat Mai 1873, in dem Monat des Wiener Börsenkrachs, beantragten die Abgeordneten von Behr und Genossen die völlige Aufhebung fast aller Eisenzölle. Nehmen Sie, sagte Herr von Behr in seiner Rede, „vor allem die Versicherung entgegen, daß mir nichts ferner liegt, als Ihnen die Notwendigkeit der Aufhebung der Eisenzölle beweisen zu wollen; Axiome, meine Herren, beweist man nicht.“ Es war damals, sagt der Verfasser, als ob das deutsche Volk nicht aus Broteffern, sondern aus lauter Eisensressern bestanden hätte. Wer sich die Agitation der

Agrarier gegen die Eisenzölle vergegenwärtigt, der wird für ihre heutigen Beweisführungen — vielleicht dürfen wir schon sagen gestrigen — nur ein Lächeln haben. Wie heute mit Schutzzoll und billigem Silber, so sollten damals alle wirklichen und vorgeblichen Leiden der „Landwirtschaft“ mit Freihandel und billigem Eisen kurirt werden.

Für die Schwenkung im Jahre 1879 war ja freilich Grund genug vorhanden. Auf dem Londoner Getreidemarkte waren die preussischen Großgrundbesitzer von ihren russischen Konkurrenten geschlagen worden, denen sich bald auch die amerikanischen zugesellten, und die von der überseeischen Konkurrenz herabgedrückten Getreidepreise paßten sehr schlecht zu den hohen Gutspreisen, die in den teuern fünfziger Jahren gezahlt worden waren. Und da jetzt hohe Getreidepreise viel wichtiger waren als billiges Eisen, das man nach dem Krach auch noch beim höchsten Schutzzoll haben konnte, so war es natürlich genug, daß die Agrarier, nachdem kaum ihre Eisenresserreden verhallt waren, mit den Eisenindustriellen ihre Schutzzollschachergeschäftchen machten. Wenn die Herren, sagte der Abgeordnete Flügge bei der Zolldebatte von 1879, „hier in der Kulissee des Hauses gewesen sind vor der Verhandlung über die Eisenzölle, so ist es ihnen vielleicht ergangen wie mir, wenn ich die ehrlichen Makler einhergehen sah; der eine bot: geben Sie fünfzig für Roggen, gebe ich den vollen Eisenzoll, oder verwerfen Sie das von Wedellsche Amendement, so gebe ich Ihnen den Roggen u. s. w. Meine Herren, man zweifelte mitunter, man mußte sich besinnen, daß man sich an der Leipziger Straße befand und nicht etwa in einer sonst sehr achtbaren Versammlung an der Burgstraße.“ Vom Standpunkte der Interessenpolitik also ist gegen diese Schwenkung der Agrarier nicht das geringste einzuwenden, nur mit ihrem patriotischen, sittlichen und sonstigen Pathos sollen sie und alle andern Interessenpolitiker uns vom Leibe bleiben.

Was das Interesse der Gesamtheit oder genauer gesagt der Mehrheit der Bevölkerung anlangt, so ist das in allen diesen Wechsellern, wenn auch vielleicht nicht gerade ausnehmend schlecht, so doch gewiß auch nicht besonders gut gefahren. Man hat Freihandel getrieben zu einer Zeit, wo der Schutzzoll nichts geschadet hätte und teilweise sogar noch nützlich gewesen wäre, man hat gegen alle Mahnungen der Sachverständigen den letzten Eisenzoll weggeräumt in einem Augenblicke, wo die schwere Krisis der Eisenindustrie durch einen mäßigen Schutzzoll hätte gemildert werden können, und man hat die Agrarzölle in einer Zeit, wo der beginnende Brot- und Fleischmangel ihre völlige Aufhebung gerechtfertigt haben würde, unmäßig erhöht. Der Regierung dient dabei der Umstand zur Entschuldigung, daß sie sich in Zollfragen fast niemals von rein volkswirtschaftlichen Erwägungen leiten lassen durfte. Wurde Preußen zur Zeit des Bundes durch den Gegensatz zu Osterreich auf die Seite des Freihandels gedrängt, so bildete dieser dann später, als die Freihändler ihre Sache

mit dem liberalen Stempel zu versehen geschickt genug gewesen waren, ein letztes Band zwischen Regierung und Volksvertretung, während alle andern Bänder zerreißen zu wollen schienen: die ganze Konfliktzeit hindurch waren Regierung und Landtag in allen Zollfragen ein Herz und eine Seele. Beim Umschwunge sodann war es einerseits die unabweisbare Notwendigkeit, das Reich finanziell auf eigne Füße zu stellen, was zur Einführung von neuen indirekten Steuern und Finanzzöllen zwang, andererseits der Wunsch, den sozialen Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen, die bei den nunmehr zum Schutzzoll bekehrten Konservativen und Zentrumsleuten mehr Verständnis fanden als bei den Liberalen, was den Reichskanzler den Schutzzöllnern näher brachte. Für seine Person hat sich Bismarck bekanntlich damit entschuldigt, daß ihm bis dahin die Politik noch keine Zeit gelassen habe, sich mit wirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen.

Wie der märchenhaft rasche Wechsel zu stande kommen konnte und wirklich zu stande kam, das mag man bei Log selbst nachlesen. Die Grundansicht, die Bismarck damals entwickelte: Deutschland müsse dahin streben, sich selbst genügen zu können, alle seine Bedürfnisse müsse es selbst erzeugen, und andererseits müsse seine Produktion bei den heimischen Konsumenten genügenden Absatz finden, ist an sich vollkommen richtig. Der sich selbst genügende Staat ist der Idealstaat, auch nach Adam Smith; der Auslands-handel sollte sich auf Luxusgegenstände und Erzeugnisse anderer Himmelsstriche beschränken; Industrieerzeugnisse für den Bedarf sollten zwischen den Staaten nur soweit ausgetauscht werden, daß durch die stete Berührung mit dem Auslande die Stagnation der heimischen Gewerbe verhütet würde; vor allem seine Nahrungsmittel muß jedes Volk in ausreichender Menge selbst erzeugen. Die Frage ist nur, ob das deutsche Reich in seiner heutigen Gestalt und bei seinen heutigen Bevölkerungsverhältnissen ein Ideal zu erreichen vermag, das in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nahezu verwirklicht ist. Wir bezweifeln es. Und zwar erstens seiner Gestalt und Lage wegen. Ostpreußen würde ja mit seinem überschüssigen Getreide die überzähligen Bewohner Badens oder Hessens ganz gut ernähren können, wenn diese hinzögen und sich auf ostpreußischen Rittergütern ansiedelten, aber soll der Ausgleich auf dem Wege des Handels erfolgen, so wird es keine Bahntarifreform dahin bringen, daß ostpreußisches Getreide in Mannheim so billig und vorteilhaft verkauft werden könnte wie in Stockholm oder London. Und dann, selbst eine andre Verteilung der Bevölkerung über das Land vorausgesetzt, genügt sich Deutschland nicht mehr, weil es nicht mehr die ausreichende Nahrungsmittelmenge hervorbringt. Im Jahre 1879 lag die Zeit, wo Deutschland für fünfundsreißig Millionen Mark mehr Weizen aus- als eingeführt hatte, erst fünfzehn Jahre zurück, heute liegt sie weit hinter uns. Zwar behaupten unsre Agrarier, sie seien imstande, den vaterländischen Getreide- und Fleischbedarf zu decken, allein Behauptungen gelten in einem

solchen Falle nichts; wenn wirs sehen, werden wirs glauben. Würde, was Owen seinerzeit für England vorgeschlagen hat, das ganze Land in lauter kleine Grundstücke zerteilt, die von den Eigentümern mit dem Spaten bearbeitet würden, dann vermöchte unser Vaterland vielleicht sogar hundert Millionen zu ernähren, und so ist es ja wohl auch in den bevölkertsten Provinzen Chinas; aber bei der heutigen Verteilung des Grundbesitzes und bei seiner lediglich nach Rentabilitätsrückichten eingerichteten Bewirtschaftung ist nicht daran zu denken.

Auch viele nähere Ausführungen jenes Grundgedankens in Bismarcks damaligen Reden und Briefen sind von bleibendem praktischen Wert. So z. B. hatte eine der deutschen Regierungen vom Standpunkte der Konsumenten aus Bedenken geäußert gegen Zölle auf Gegenstände des Massenverbrauchs. Bismarck versah das Schriftstück mit folgender Randbemerkung: „Der Vorschlag mag Bedenken erregen bei der Konsumtion, aber nur der geheimräthlichen und jeder von dessen [des Produzenten? es scheint etwas ausgefallen zu sein] Gefällen sorgenfrei existirenden. Auch der aber werden die Subsidien ausgehen, wenn sie sich nicht entschließt, die Lage der produzierenden Bevölkerung zu berücksichtigen. Ist diese erst verarmt, so ist es auch der Staat. Wer soll denn schließlich die Staatslasten tragen? Der Produzent allein? Konsumenten sind alle.“

Aber, das muß ergänzend beigelegt werden, auch Produzenten sind alle mit Ausnahme der Rentner, Geldwucherer, Börsenjobber, Spitzbuben und anderer Schmarozer. Damals stellten sich dem Auge des leitenden Staatsmanns die Großindustriellen und die Großgrundbesitzer als vornehmste Produzenten dar. Die bilden aber doch nur einen kleinen Bruchteil der schaffenden Bevölkerung. Diese Auffassung findet ihre Korrektur in dem von Logz aufgestellten Ideal, das wir ebenfalls, aber ebenfalls nicht ohne Korrektur gelten lassen. Die Schutzzöllner haben, verlegen um eine wissenschaftliche Autorität, Friedrich List für sich angerufen. Logz behauptet nun, daß sie kein Recht dazu hätten, weil List den Schutzzoll ganz anders gemeint habe. Er fragt, wie der große patriotische Volkswirt wohl sprechen würde, wenn er heute aus dem Grabe aufstünde, und läßt ihn eine Rede halten, an deren Schlusse es heißt: „Ihr habt die Idee, die ich euch vor fünfzig Jahren zurief: Deutschlands Zukunft sei, ein exportirender Industriestaat zu werden, euch noch nicht völlig aneignen wollen. Deutschland tastet noch in der Entwicklung zwischen Ackerbaustaat und Industriestaat, gerade wie England nach 1815 noch tastete, und mit ähnlichen Kämpfen und Gefahren. Wie wäre es sonst erklärlich, daß nicht in erster Linie bisher das jeweilige industrielle Interesse den Ausschlag in eurer Handelspolitik gab, sondern daß in den Koalitionen die Grundbesitzer des Ostens die Entscheidung bestimmten? Deutschland war freihändlerisch, solange die Großgrundbesitzer des Ostens freihändlerisch interessiert waren; es

wurde schutzzöllnerisch, als sie schutzzöllnerisch interessirt wurden. Und doch wäre es heute ein Anachronismus, allein von diesem Interesse in Zukunft den Ausschlag geben zu lassen. Denn konntet ihr auch zweifelhaft sein im Jahre 1860, als noch fünf Achtel des Volkes agrarisch interessirt waren, konntet ihr zweifelhaft sein 1879, als noch eine sehr erhebliche Minorität der Deutschen landwirtschaftlich interessirt war, so haben sich heute die Dinge geändert. Deutschland kann nicht mehr im Zweifel sein, wohin sein Lauf treibt, es opfert seine Zukunft, seine wirtschaftliche, seine politische und kulturelle [elle!] Zukunft, wenn es nicht das Interesse der exportirenden Großindustrie in erste Linie stellt. Die Frage, ob Industriestaat oder Agrarstaat, ist nicht bloß eine Majoritätsfrage, sondern vor allem eine Frage der Entwicklungstendenz. Welches Interesse ist dasjenige, welches einen immer größern Bruchteil der Nation um seine Fahnen sammelt? Das Interesse, welches jährlich wachsende Millionen Arbeiter lohnend zu beschäftigen vermag, ist das der Großindustrie; das Interesse, dessen Anteil an der Erzeugung des Volkswohlstandes der Minorität zuzustrebt, ist das agrarische. Jede andre Politik, als die mit Rücksicht auf die Industrie unternommene, wird als Interessenpolitik für künstlich geschützte Minoritäten, wird als reaktionär auf die Dauer empfunden. Wie lange sie haltbar ist, ist lediglich die Frage weniger Jahre. Heute gilt nicht mehr der Satz: Hat der Bauer Geld, so hats die ganze Welt! sondern der Konsument der Zukunft, von dessen Zahlungskraft das Gedeihen der Gewerbe und auch mittelbar der Landwirtschaft abhängig ist, diese zukünftige Säule von Deutschlands Kraft ist der industrielle Arbeiter."

So der aus dem Grabe erweckte List. Wir sind mit ihm einverstanden in dem Gedanken, den Logz an andern Stellen weiter ausführt, daß die Produktion nur blühen könne, wenn die Massen kaufkräftig sind; es ist der alte Gedanke des Rodbertus, den wir in diesen Blättern mehr als einmal entwickelt haben, und der seit einiger Zeit unter der Losung: nicht Überproduktion, sondern Unterkonsumtion ist es, woran wir leiden, aller Orten gepredigt wird. Wir verwerfen auch mit Logz die Mittelchen, mit denen sich manche Industrien für den fehlenden inländischen Absatz zu entschädigen suchen: Preissteigerung durch Kartelle und Schutzzölle, Exportprämien, die so viel Gewinn bringen, daß die Waren, die der inländische Konsument teurer bezahlen muß, im Auslande zu Schleuderpreisen verkauft werden können. Wir lassen es auch gelten, daß der Fabrikarbeiter als Produzent wie als Konsument in dem Maße eine Säule des Staats wird, als er an Zahl zunimmt, und daß er, wenn er einmal den Hauptbestandteil des deutschen Volks bilden sollte, allerdings nicht bloß eine, sondern die „Säule von Deutschlands Kraft“ sein würde. Es fragt sich nur, wie es um Deutschlands Kraft dann stehn würde. Wir leugnen ganz entschieden, daß irgend ein Fabrikarbeiterstand der Welt jemals als Kern der Volkskraft den Bauernstand ersetzen könne. Der durch-

schnittliche Fabrikarbeiter vermag, was hier nicht ausführlich begründet zu werden braucht, den durchschnittlichen Bauer weder in wirtschaftlicher, noch in geistiger, noch in sittlicher, noch in politischer, noch in militärischer Beziehung zu ersetzen. Schon aus diesem Grunde und abgesehen von allem andern, was wir bei andern Gelegenheiten gegen die Herrschaft des Industrialismus gesagt haben, würden wir es als ein großes Unglück beklagen, wenn Deutschland ein Industrie- und Handelsstaat wie England werden müßte. Die Herren Professoren, die einen solchen Wandel als Ergebnis einer natürlichen Entwicklung so gelassen hinnehmen, sollen nur einmal ein Jahr lang auf einem schlesischen Bauerdorfe zubringen und dann ein Jahr in dem Proletarierviertel einer Großstadt oder in einem Industriebezirk, dann würden sie schon einsehen, was der Wandel bedeutet; selbst die allerhöchsten Löhne in der Industrie vermögen das Glück des gefunden, freien, behäbigen und gesicherten Bauernlebens nicht aufzuwiegen. In Schlesien würden sie sich zugleich überzeugen, daß der deutsche Bauernstand denn doch noch nicht daran denkt, vor oder hinter der Industrie zu verschwinden. Damit soll nicht etwa den Agrarzöllen das Wort geredet werden; unsre schlesischen Bauern nehmen zwar die jetzigen hohen Preise gern mit, aber sie brauchen sie nicht. Noch vor zehn Jahren kostete es Mühe, solchen Bauern, die nicht schon durch vornehmen Umgang „erzogen“ worden waren, die „Not der Landwirtschaft“ begreiflich zu machen. Seitdem ist ihnen ja die Sache, namentlich in den landwirtschaftlichen Vereinen, soweit klar gemacht worden, daß sie sagen: „Na ja, wemms weiter nichts ist, als daß wir mehr Geld einnehmen sollen, das lassen wir uns ja gern gefallen; je mehr, desto besser!“ Unser Ideal ist ein Staat mit einem kräftigen Bauernstande und einer für den inländischen Bedarf arbeitenden Industrie, die beide den Schutz Zoll weder brauchen noch zu fürchten haben, und die deshalb Zollfragen mit kaltem Blut als einen für sie gleichgiltigen und hauptsächlich die Finanzverwaltung angehenden Gegenstand behandeln.

Den Bauernstand preisgeben will nun allerdings auch Loß nicht. Am Schlusse beantwortet er drei Fragen, die namentlich zu Anfang dieses Jahres brennend waren: 1. Sollen wir die Agrarzölle ohne Äquivalent preisgeben, also autonom abschaffen, oder sollen wir sie zu Handelsverträgen verwerten? 2. Bedeutet die Verminderung des Agrarschutzes Preisgebung der Landwirtschaft? 3. Sollen wir etwa bloß das eine erhoffen als Wirkung der abgeschafften Getreidezölle, daß bei verbilligter Nahrung die Löhne herab(!)gemindert (!) werden können? Soll unsre Konkurrenzfähigkeit auf niedern Löhnen basieren? Die dritte Frage beantwortet er, wie man denken kann, mit einem entschiednen Nein. Wir sagen zwar ebenfalls nein, sind aber überzeugt, daß die Exportindustrien aller Länder, sofern es sich nicht um Spezialitäten handelt, die der Konkurrenz entrückt sind, nur bei Hungerlöhnen werden bestehen können. Denn woher sollen die Abnehmer kommen, nachdem alle Völker, die

früher Englands Abnehmer waren, jetzt mit diesem in der Ausfuhr konkurriren? Nur der allerbilligste Mann wird noch etwas absetzen. Darum halten wir es eben für einen unglücklichen Gedanken, heute noch die Existenz eines Volks auf die Exportindustrie gründen zu wollen. Die erste Frage wird dahin beantwortet, daß die nun einmal vorhandnen Agrarzölle als Tauschobjekte verwendet werden sollen. In Beziehung auf Nr. 2 antwortet er, und wir sind damit vollkommen einverstanden: eine andre Frage sei die nach der Zukunft der Landwirtschaft, eine andre die nach der Zukunft der einzelnen Wirthe. Die Kleinbauern, die kein Getreide verkauften, wohl gar noch welches hinzukaufen müßten, hätten von hohen Getreidepreisen keinen Vorteil, sondern unter Umständen Schaden. Die Magnaten seien reich genug, auf das Privilegium einer künstlichen Preiserhöhung verzichten zu können. Schwierig würde sich allerdings bei gänzlicher Aufhebung der Zölle die Lage vieler Rittergutsbesitzer gestalten. Manche von ihnen seien so wie so auf keine Weise zu halten und müßten ihrem Schicksal überlassen werden. Die noch lebensfähigen möchten sich durch eines von zwei Mitteln helfen: ihren Besitz entweder parzellenweise verkaufen oder verpachten. Die nicht überschuldeten Bauern und Großgrundbesitzer seien für den Einnahmeausfall bei Aufhebung der Getreidezölle durch Steuererleichterungen zu entschädigen; auch könne, meint Log, ein mäßiger Viehzoll beibehalten werden.

Im Schlußwort wiederholt Log die früher schon ausgesprochne Warnung an die Konservativen, mit ihren Angriffen gegen das mobile Kapital vorsichtig zu sein, da die Arbeiter, wenn einmal das Kapital überhaupt verpönt sei, vor dem in Grund und Boden angelegten nicht Halt machen würden, und giebt den Liberalen zu bedenken, daß sie als Förderer der Exportindustrie nur so lange am Ruder bleiben könnten, als sie bereit seien, die für die Wehrhaftigkeit des Reichs notwendigen Opfer zu bringen; denn über allen wirtschaftlichen und sozialen Fragen stehe die Existenz des Vaterlandes.



## Die Frankfurter Haushaltungsschulen

Von Otto Kamp



U Ostern 1889 wurde in dem damals leerstehenden „Russischen Hof“ auf der Zeil in Frankfurt a. M. ein Abendkursus für hauswirtschaftlichen Unterricht eröffnet. Aber die Lehrstätte in jenem, allen Fremden bekannten Gasthause mußte, weil es die Reichspostbehörde ankaufte, noch vor Schluß des ersten Schuljahrs umsiedeln; sie wurde im Februar 1890 in das Herz der Altstadt Frankfurts, an den